

Joscha Oetz – „Musik ist ein Raum in meinem Leben, in dem es perfekt ist. Wo es komplette Sicherheit, Schönheit und Geborgenheit gibt.“

Die Torburg zu betreten fühlt sich an, als würde man in einen anderen Rhythmus eintreten: schmale Treppen, alte Mauern, ein Blick über den Eigelstein, hinter dem man noch die Domspitzen erahnt. Bis wir Joschas Raum finden, verlaufen wir uns einmal durchs gesamte Gemäuer. Oben angekommen, empfängt er uns mit einer Ruhe, die uns sofort erreicht – eine Tasse Tee in seiner Hand, eine offene Körperhaltung, die sehr willkommen wirkt. Joscha spricht mit uns, als kenne er uns längst: neugierig, herzlich, auf Augenhöhe.

Man merkt sofort, wie sehr ihm Gemeinschaft und das Viertel am Herzen liegen. Wenn er über Musik redet, tut er das mit einer beeindruckenden Leidenschaft, die ansteckt und gleichzeitig mit einem reflektierten Blick auf die Szene und seine eigene Position darin. Vielleicht wirkt er deshalb so jugendlich: weil er an jungen Menschen interessiert bleibt, weil er zuhört, weil er sich nicht über andere stellt.

Wir sprechen über Musik und Pädagogik, über die Geschichte der Jazz Haus Schule, über soziale Verantwortung, Zusammenhalt und die Herausforderungen, die all das mit sich bringt. So beginnt unser Gespräch oben in der Torburg – leicht, warm und sehr persönlich.

Veedelsarchiv UKE & UKB

Ein Interview mit Joscha Oetz am 27.11.2025 in der Jazz Haus Schule (Eigelsteintorburg, 50668 Köln).

●: *Unsere erste Bitte wäre, dass du dich mit deinen eigenen Worten vorstellst.*

J: Ich bin Joscha Oetz. Ich bin Musiker, Pädagoge und ich sage gern Community Organizer, was auch immer das genau bedeutet. Aber ich finde dieses Wort sehr wichtig, denn sowohl in meiner künstlerischen als auch in meiner pädagogischen Arbeit – die ich sowie so nicht so stark voneinander trenne – geht es genau darum. Ich würde sagen, dass sowohl ich selbst als auch wir hier an der Jazz Haus Schule eine postheroische, post-elitäre Haltung vertreten. Zumindest versuchen wir das aktiv. Das ist ein hoher Anspruch, den ich persönlich leider nicht immer einhalten kann. Aber ich glaube, es ist gut, solche Ansprüche zu haben.

●: *Und was genau bedeutet das?*

J: Also: post-elitär ist, glaube ich, klar – um nicht zu sagen anti-elitär. „Post“ klingt etwas großzügiger. Und postheroisch ist ein Begriff, der mir wichtig ist, weil es gerade in der Musik, aber eigentlich in der westlichen Kultur insgesamt, eine starke Tendenz gibt, Held*innen zu verehren: für ihre Werke, ihr Genie. Kann man machen, aber ich finde, da steckt auch ein gewisses Element von Gewalt drin. Weil man andere dadurch herabsetzt und weil der Blick zu sehr auf einzelne Individuen gelenkt wird. Gerade in der Musik, die mich geprägt hat und in der ich sozialisiert wurde, gibt

es eigentlich immer Communities. Klar, ich habe auch schon Solokonzerte gespielt, aber gerade als Bassist ist man in erster Linie Teil von Bands. Und eine Band ist nur ein kleines Bild dafür, aber sie ist immer eine Community: geprägt von Diversität, unterschiedlichen Rollen, Charakteren, Stärken und Schwächen.

Dieser Heldenkult, also in der westlichen Kunstmusik: Beethoven, Mozart, Brahms, whatever. Natürlich waren das großartige Musiker, die uns viele Geschenke hinterlassen haben. Aber diese Logik dann einfach auf Jazz zu übertragen, wo man sofort wieder neue Held*innen wie Charlie Parker ausruft, greift zu kurz. Denn all diese Leute zeichnet aus, dass sie gleichzeitig unglaubliche Community-Arbeit geleistet haben. Gerade Miles Davis hat wie kaum ein anderer verstanden, sich durch die Zusammenstellung seiner Bands immer wieder neu zu erfinden. Er selbst hat eigentlich immer ähnlich gespielt, aber er klang jedes Mal völlig anders, weil er den Kontext verändert hat. Und das ist, ja, so meine grundsätzliche Haltung dazu.

●: *Wie bist du überhaupt zur Musik gekommen?*

J: Das ist eigentlich ganz einfach: Meine Eltern haben mir, wie das in unserem Milieu nicht untypisch war, Musikunterricht, Musikschule, kulturelle Bildung ganz selbstverständlich als Teil meines Bildungswegs mitgegeben. Für sie war klar: Musik gehört dazu.

Beide haben Musik geliebt, besonders meine Mutter. Das Interessante: Sie war schwerhörig. Sie hatte einen Großteil ihres Gehörs im Flüchtlingslager in Kopenhagen verloren. Sie kam übers Baltikum aus Schlesien, konnte also wirklich nicht gut hören – aber sie liebte Musik.

Und sie hat mich mitgenommen zu Konzerten. In die Sporthalle, die kennt ihr nicht mehr, das war der Vorgänger der Lanxess Arena. Da fanden auch Radrennen statt, viel Holz verbaut, die Akustik war richtig gut. Sie hat mich zu diesem Konzert mitgenommen. Erste Band: Santana, kennt ihr vielleicht. Zweite Band: Frank Zappa. Wenn ihr den nicht kennt, das ist echt eine Bildungslücke. (lacht) Zappa ist eine der prägendsten Figuren der Musik des letzten Jahrhunderts. Ich hatte bis dahin schon viele Konzerte gesehen, meine Eltern haben mich oft zu Matineen im WDR-Funkhaus mitgenommen. Da lief alles Mögliche: die Dubliners, afrikanische Musiker, Folklore, was auch immer. Musik war immer präsent. Aber dieses Konzert, das hat bei mir BAM gemacht. Explosion im Kopf und im Körper.

●●●: *Und wie alt warst du da?*

J: Zehn. Ein Alter, in dem du total empfänglich bist.

Eine Membran, die man nur einmal antippt und dann kommt diese Kraft.

●: *War an dem Punkt dann für dich klar, dass du Musik zu deinem Beruf machen möchtest?*

J: Nee, nee, das kam später. Ich habe erst zu Hause Gitarre geübt, Einzelunterricht, aber das hat für mich nicht richtig funktioniert. Dann aber bin ich Teil der Jazz Haus Schule geworden – als Schüler. Mit zwölf oder dreizehn bin ich mit einem Freund in den Bayenturm gefahren, da war die Schule damals, wo heute das Emma-Archiv sitzt. Da haben wir in einer Band angefangen. Und das war eigentlich ausschlaggebend, weil mich das wirklich motiviert hat. Vor allem, weil meine Ideen plötzlich gesehen wurden. Ich hatte irgendwelche krakeligen Skizzen auf Notenpapier, oder sogar nur vorgesungen, keine Ahnung. Und der Dozent hat das genommen, ist eine Woche später wiedergekommen und hat es für verschiedene Instrumente arrangiert. Ein kleines Ensemble draus gemacht. Und ich konnte sagen: Das ist meine Musik. Meine Band spielt meine Musik. Das war prägend. Und ja, so hat sich das entwickelt. Und als ich dann Richtung Abitur ging, war eigentlich klar: Musik studieren. Was sonst?

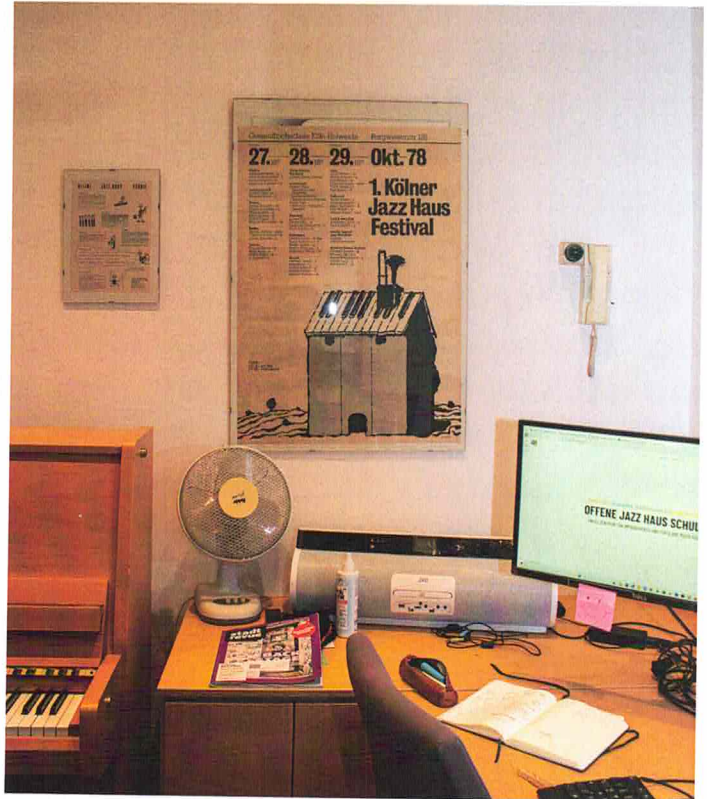
●: *Und wenn das für dich so klar war – was hat Musik für dich für eine Bedeutung?*

J: Also Musik ... Musik und mein Leben sind nicht zu trennen. Musik ist ein Raum in meinem Leben, in dem es perfekt ist. Wo es komplette Sicherheit, Schönheit und Geborgenheit gibt.

●: *Kannst du einmal erklären, was die Offene Jazz Haus Schule ist für außenstehende Personen?*

J: Also: Die Offene Jazz Haus Schule ist ein gemeinnütziger Verein, entstanden aus der Initiative Kölner Jazz Haus, die auch ein eingetragener Verein ist und immer noch existiert. Das Plakat an der Wand hier ist von 1978. Das erste Kölner Jazz Haus Festival. 1975 hat sich in Bremen eine Initiative von Jazzmusiker*innen gegründet und wenige Jahre danach – ich glaube, zwei

Jahre – wurde das hier in Köln nachgemacht. Und Köln war damals schon viel mehr eine Musikstadt als Bremen, einfach von der Größe. Hier gab es den WDR, die WDR Big Band, Stockhausen hat im elektronischen Studio gearbeitet. Und an der Hochschule wurde 1980, praktisch parallel zu unserer Entwicklung, der Jazzstudiengang gegründet. Wir haben in den 80ern angefangen mit dieser Arbeit, Jazzpädagogik im weitesten Sinne.



Das Plakat des 1. Kölner Jazz Haus Festivals.

Und Jazz ist ein schwieriges Wort, weil sich jeder was anderes darunter vorstellt. Es ist kein eindeutiger Begriff. Keiner weiß richtig, was das ist. Niemand. Aber für uns ist Jazz eine Haltung. Eine Praxis. Stilistisch kann das Ergebnis in ganz verschiedene Richtungen gehen. Viele sagen: Improvisation – ja, aber auch nicht immer. Ein kleiner Exkurs. (lacht)

Die Leute von der Initiative Jazz Haus haben gesagt: Es gibt ein Schauspielhaus, es gibt ein Opernhaus, es gibt Kunsthäuser, aber es gibt kein Haus für unsere Musik, für unsere Art, an Sachen ranzugehen. Einen Ort, an dem wir das, was wir tun, auf unsere Weise präsentieren können. Eine Spielstätte, die nach den Bedürfnissen unserer Kunst funktioniert, selbstbestimmt aus der Szene heraus. Das haben sie sich gewünscht. Und das gibt es seit 1985: den Stadtgarten. Die Initiative Kölner Jazz Haus betreibt den Stadtgarten. Mit vielen politischen Kämpfen ist dieses Ziel umgesetzt worden. Und genauso wie diese Menschen auf viele Hindernisse gestoßen sind, war die Situation im Bereich der Musikschule noch viel härter.

Damals gab es diese große Institution in der Stadt – die Rheinische Musikschule. Die gibt es heute immer noch, aber die Musikschule von heute ist nicht vergleichbar mit damals. Ende der 70er wurde sie erst vom Konservatorium zur Musikschule umgewandelt. Und wenn ich sage „umgewandelt“, dann

meine ich vor allem: Der Auftrag wurde geändert. Vorher wurden dort Orchestermusiker*innen ausgebildet, westeuropäische klassische Orchestermusiker*innen. Die Lehrenden von damals waren natürlich noch alle da. Das heißt: Dieser Spirit, mit dem wir ankamen, wir als Institution, brachten die Idee mit: „Hey, lass mal improvisieren, lass mal Band spielen, kreativ zusammenarbeiten, eigene Musik machen!“ Und die Antwort war: „Ja, nee, nicht hier.“ Es gab also keinen Ort dafür. Den Ort, den wir heute haben, mussten wir selbst schaffen. Und das ist dann passiert: erst Workshops für Erwachsene und ganz schnell kamen Bands für Kinder dazu. Das war damals komplett neu. Diese Arbeit kam in Köln sehr gut an, weil Köln schon damals eine alternative Stadt war – alternativ im alten, guten Sinne. Hat sich leider geändert.

Jedenfalls: Es gab viel Anklang. Eltern wollten das für ihre Kinder und wir mussten mehr Bands einrichten. Aber es gab niemanden von der Hochschule, der dafür ausgebildet war. Pädagogik war damals noch konservatoriums mäßig gedacht. Das hat sich mittlerweile stark geändert, nicht zuletzt durch unsere Arbeit, aber es ist wohl auch ein Zeichen der Zeit. Heute weiß man: Es tut vielen Kindern gut, nicht mit Noten anzufangen. Ihnen die Möglichkeit zu geben: „Hey, lass mal was ausdenken, zusammen.“ Diese Methodik war damals unbekannt. Also mussten wir unsere Praxis entwickeln, reflektieren, weiterentwickeln – gemeinsam, als Community.

Auf unserer Website sieht man sehr gut, dass wir eine Musikschule sind. Und die Bands stehen im Zentrum, gerade für Kinder. Stilistisch alles sehr breit, aber unser Alleinstellungsmerkmal ist: Dieses Kontinuum von Blues über Jazz bis zu populärer Musik, stark geprägt von Musik des Black Atlantic – afrikanische Diaspora. Und weil wir dieses Wissen aus der Praxis brauchten und reflektieren mussten, ist aus dem Management später die Akademie geworden – unsere Weiterbildungsangebote. Dieses Prinzip „reflektiv praktisch“ lebt da weiter. Es gibt sehr viele interessante Texte über unsere Art von Musikpädagogik.

Wir sind seit zwei oder drei Jahren anerkannt als Weiterbildungseinrichtung. Wie ich am Anfang gesagt habe: Wir sind ein eingetragener Verein, gemeinnützig, aber vor allem freier Träger. Wir sind nicht kommunal, kein Amt. Die Rheinische Musikschule ist ein Amt. Ich habe nichts dagegen, ich will das gar nicht bewerten. Aber wir sind anders, das darf ich sagen. (lacht) Wir sitzen ein bisschen zwischen den Stühlen. Wir sind auch keine kommerzielle Musikschule. Wir sind ein Spezialort. Und für solche Institutionen – wie auch für Menschen in der freien Szene, die nicht im Gürzenich-Orchester sitzen oder einer großen Institution angehören – gilt: Man muss immer zeigen, was man drauf hat. Man muss seine Alleinstellungsmerkmale entwickeln und seine Geschichte erzählen. Und zu unserem Narrativ gehört, dass wir bestimmte Sachen wirklich einzigartig machen. Ganz konkret: Akademie und Musikschule unter einem Dach – Weiterbildung und Musikschule – das gibt es in Deutschland nur hier. (lacht)

•: Und wie bist du dann der Leiter geworden?

J: Also, es war so: Ich habe ja gesagt, ich war erst Teilnehmer – vor allem in den 90ern, also spät 80er bis Anfang 90er. Dann habe ich angefangen, Musik zu studieren. Und am Ende meines Studiums hatte ich meine ersten Unterrichtsjobs hier. Ich unterrichtete Bass und das ist nicht wie Klavier oder Gitarre, da kannst du dich vor Einzelschülern nicht retten. Bass ist da ein bisschen anders. Also habe ich ein bisschen Einzelunterricht gegeben, bin aber ziemlich direkt in die Bandarbeit reingegangen. Und dann habe ich diese Fortbildung, von der ich eben gesprochen habe, am eigenen Leib erfahren dürfen. Ich habe sie hier gemacht, um überhaupt Bandarbeit mit Kindern machen zu können und das hat mich geprägt, weil das im Grunde die einzige pädagogische Ausbildung ist, die ich je genossen habe. Okay, das ist ein bisschen überspitzt formuliert – ich habe auch ein paar Texte gelesen. Und was wir hier viel machen, ist gegenseitig hospitieren, unter Kolleg*innen. Das ist die beste Ausbildung: sehen, erleben, dabei sein.

Aber zurück zur Frage: Ich war also erst Teilnehmer. Dann war ich Dozent. Dann waren meine Kinder hier Teilnehmer – das heißt, ich war auch Elternteil. Mir fehlte nur noch die organisatorische Perspektive. Und diese hat sich ergeben, weil die Jobs, die ich sonst hatte, nicht mehr so cool waren und ich nach was Neuem gesucht habe. Dann wurde hier die Stelle der Leitungsververtretung, also stellvertretender Leiter, frei. Und ich habe gesagt: „Ja okay, probieren wir das mal!“ Dann bin ich also erst stellvertretender Leiter geworden, bei dem Dozenten, von dem ich gerade erzählt habe, der damals als junger Typ meine Stücke arrangiert hat. Der war über Jahrzehnte Leiter hier, Rainer Linke. Der hat die Jazz Haus Schule 40 Jahre lang geprägt – nicht alleine, klar, die Arbeit machen die Dozent*innen, aber trotzdem: Er hat die ganze Orga gemacht. Von null Teilnehmern zu heute 5000.

•: Wie kann man sich so einen klassischen Arbeitstag von dir vorstellen?

J: Schwierig, den gibt es gar nicht! Also nochmal: Ich bin ja an der Hochschule, habe Musik studiert – künstlerisch, was immer das heißt und bin dann in die Pädagogik reingekommen. Das heißt, ich unterrichte weiterhin und das finde ich auch total wichtig, denn ich möchte kein Führungsmensch sein, der komplett von der Praxis weg ist. Ich genieße das total, denn man hört ja nie auf zu lernen. Gerade beim Lehren hast du die Möglichkeit, von jungen Menschen zu lernen. Diese direkte Beziehung zur aktuellen Kultur, da hätte ich gar keinen Zugang zu, wenn ich nicht mit jungen Leuten arbeiten würde, die gerade dabei sind, sich musikalisch zu bilden. Und was sie absolut unverfälscht haben, ist dieses intuitive Wissen darüber, was der aktuelle Sound ist. Es ist wirklich frappant: Du spielst denen irgendwas vor, von dem du glaubst, es sei mega fresh, vielleicht irgendwas, das an 80er Hip-Hop erinnert, die wissen sofort: Nee, das ist nicht neu. Das passiert mir ja auch in meiner Band. Ich spiele mit zwei Leuten, die jünger sind als mein Sohn. Das ist total cool, weil die mir Zeug vorspielen, bei dem ich denke: „Okay, interessant.“ Du musst ja nicht alles gut finden, aber ich finde es wichtig, dass ich es

wahrnehme. So bleibe ich in der Kultur drin, nicht abgetrennt davon. Darum geht es mir.

Selber unterrichten, selber spielen, das ist wichtig. Aber das ist jetzt nicht der Hauptteil meines Arbeitstags hier. Es geht ganz viel um die Qualität unserer Arbeit. Das ist eigentlich meine Hauptaufgabe und die entsteht natürlich vor allem durch unsere Dozierenden. Sie sind alle freiberuflich. Das heißt, wir haben einen großen Turnaround an Leuten. Und auch da wieder: Glück durch die Nähe zur Hochschule. Wir sind attraktiv für viele junge Leute. Aber es sind nicht nur welche von dort – Netzwerkarbeit ist ganz, ganz wichtig. Natürlich muss ich mich auch um Personalangelegenheiten kümmern und um Infrastruktur, um Entscheidungen, die getroffen werden müssen. Ich muss schauen, dass unser Team gut funktioniert und dass alle möglichst happy sind beim Arbeiten. Und dann kommen noch so andere Aufgaben dazu. Politik zum Beispiel. Letztes Jahr gab es eine große Krise im November, als der Haushaltsentwurf der Stadt Köln veröffentlicht wurde: 100.000 Euro weniger für uns, drei Millionen mehr für die Rheinische Musikschule. Dann fragt man sich: Was macht man? Alles Mögliche: Demonstrationen organisieren, Social-Media-Kampagne und so weiter. Das läuft auch gerade wieder. Diese Woche waren wir bei Serap Güler. CDU-Abgeordnete im Bundestag. Es gibt bestimmte arbeitsrechtliche Themen: Freiberuflichkeit, Scheinselbstständigkeit – ganz dünnes Eis. Und das wurde durch ein Urteil des Bundessozialgerichts noch dünner. Solche Sachen muss man wissen und überlegen: Wie manövrieren wir uns da durch? Das sind gerade keine einfachen Zeiten. Haushaltssperre im November/Dezember in Köln. Die betrifft uns zum Glück erst mal nicht, denn alle unsere Mittel waren schon ausgezahlt.

Und dann hört ihr dieses Brummen im Hintergrund? Ja, ich bin jetzt auch Bauherr. (lacht) Die Außenhaut des Gebäudes muss saniert werden. Das ist eher Architektur, Denkmalschutz. Aber interessant ist es trotzdem. Wenn man da auf dem Gerüst ist und jemanden dabei hat, der genau weiß, worum es geht, der erklärt dir: „Hier, an dieser Stelle siehst du auf ein paar Metern vier, fünf verschiedene Arten von Steinen – Originalsteine von zwölfhundert irgendwas und dann verschiedene Restaurierungsphasen.“ Wir kümmern uns also tatsächlich um dieses Gebäude. Wir haben hier ein Erbbaurecht. 1995 bis 2025 lief der erste Vertrag. Wir haben versucht, ihn möglichst geschmeidig zu verlängern. Das hat nicht geklappt. In der Verwaltung gab es verschiedene Änderungen usw. und dann hat der Rat eine neue Richtlinie verabschiedet und beschlossen, dass wir einen neuen Erbbaurechtsvertrag bekommen. Das ist aber erst im September tatsächlich passiert. Wir waren also ein Jahr und zwei, drei Monate ohne Vertrag – quasi Hausbesetzer. (lacht) Aber jetzt haben wir ihn seit September. Und am Tag darauf habe ich alle Aufträge für die beteiligten Firmen unterschrieben. Also: Das mache ich auch. (lacht)

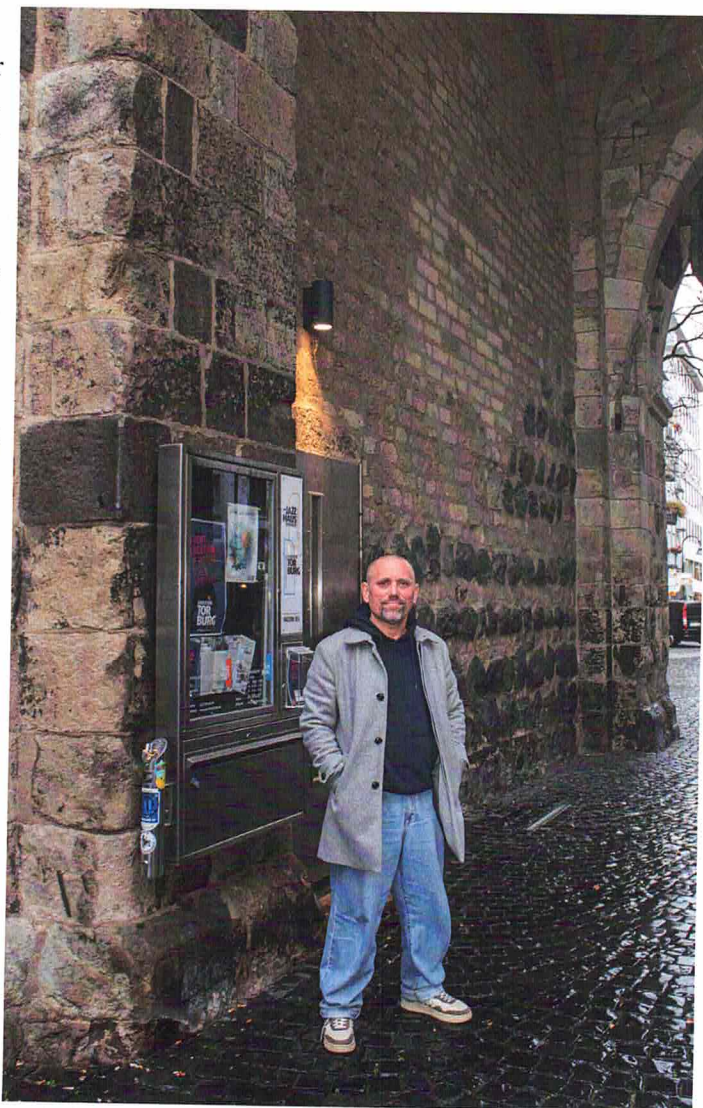
•: Und wie seid ihr hier in die Eigelsteintorburg überhaupt gekommen? Oder wart ihr schon immer hier?

J: Na ja, wir sind damals aus dem Bayenturm rausgefliegen, weil Alice Schwarzer ein super Netzwerk

hat und das für sich geklärt hat. Sei ihr gegönnt. Und wir haben ja jetzt eigentlich etwas Besseres: Es ist größer hier, sehr zentral. Damals, also 1993/95, war hier irgendwas Archiv mäßiges drin. Aber es war schwierig – die Stadt hatte nicht so die Ressourcen, sich wirklich darum zu kümmern. Es gibt dieses geflügelte Wort, wenn es um Denkmalschutz geht: Du schützt Denkmäler, indem du sie nutzt. Das ist wirklich ein Mantra. (lacht) Ich weiß das von den Roten Funken, den Blauen Funken – die sagen das alle. Wir brauchten unbedingt einen Platz. Und auch da wieder: Ja, wir waren laut und dann wurden wir gehört. Lobbyarbeit war damals schon wichtig. Und schon damals hat der Stadtgarten eine Rolle gespielt, weil es da bis vor Kurzem noch Reiner Michalke als Geschäftsführer gab. Er macht jetzt Kulturarbeit in Monheim, Triennale macht er – ein absoluter Meister, was Politik und Kulturpolitik angeht. In Köln und darüber hinaus.

•: Wie würdest du sagen, hat sich das Viertel über die Jahre, in denen ihr hier euren Sitz habt, verändert? Und würdest du sagen, dass Musik das Viertel auch geprägt hat?

J: Oh ja, klar. Natürlich. Zwischen der Jazz Haus Schule und der Musikhochschule hast du zwei echte Zentren der Musik. Du hast den MediaPark, die Musikfabrik – das ist ein neues Musik-Orchester, selbstständig, aber sehr stark strukturell eingebunden. Du hast hier vorne am Hansaring die Wohnung von



Joscha vor der Jazz Haus Schule in der Torburg



Unser Weg durch die Eigelsteintorburg, vorbei an Plakaten und Flyer der aktuellen Events.

Jaki Liebezeit, über Jahre. Das ist wirklich deutsche Kulturgeschichte. (singt) Kraftwerk: Wir fahren, fahren, fahren auf der Autobahn.

Kraftwerk ist eine Düsseldorfer Band, ursprünglich Stockhausen-Schüler. Elektronik-Pioniere. Die wurden von Afrika Bambaataa und von Hunderten Millionen Leuten gesampelt. Also absolute Pioniere elektronischer Musik, aus Düsseldorf, aber mit Verbindungen nach Köln. Und in Köln gab es die Band Can. Damo Suzuki, Holger Czukay – nach dem übrigens der Kölner Popmusikpreis benannt ist – und eben Jaki Liebezeit als Schlagzeuger. Der hat Schlagzeug gespielt wie kein anderer. Er hat praktisch die Viertel-Bassdrum der House-Musik damals schon live gespielt. Bevor das in Detroit und Chicago losging. Und übrigens: Detroit, Chicago und Kraftwerk, das war eine Linie. Dann kam noch Disco dazu und alles Mögliche. Das hat zu Techno geführt und all dem Kram. Clubmusik kommt daher. Detroit, Chicago, Disco, Studio 54, alles, was da so passiert ist. Aber eben auch Kraftwerk und Can. Und Jaki Liebezeit, wie gesagt, der hat hier hinten gewohnt, lange Zeit. Ich würde jetzt nicht unbedingt sagen, dass das Eigelsteinviertel separat davon zu betrachten ist.

Ich habe nur ein paar Punkte im Viertel genannt. Dublab ist umgezogen zum Hansaring, vorher war das in Nippes – ein Radiosender. Das King Georg wurde in den Nullerjahren wichtig, schätze ich. Da war ich nicht hier, aber so habe ich das mitbekommen. Die Musikstadt Köln hat sich sehr verändert, teilweise zum Negativen. Sie war ein Mekka für Popmusik, sichtbar z.B. an der c/o pop. Die ist weg. Vieles ist nach Berlin abgewandert. Aber jazzmäßig: Die Website jazzstadt.de – da findet ihr alle

Infos zu Konzerten in Köln, nicht Berlin. (lacht) In Berlin versuchen sie jetzt gerade, mit Bundesmitteln ein Jazzhaus zu bauen. 40 Jahre nach uns machen die auf. Berlin ist größer, klar, aber Köln hat trotzdem noch eine große Bedeutung als Musikstadt.

•: *Hast du Veränderungen hier im Viertel wahrgenommen, unabhängig von deinem Job?*

J: Ah ja klar, volle Kanne. Also ich bin ja, wie gesagt, Kind der 80er und ich habe das hier noch als Rotlichtviertel erlebt. Stavenhof und so. Ich bin auf das Dreikönigs-Gymnasium gegangen und unsere Stammkneipe war das Lapidarium, weil einer von uns da an der Theke gearbeitet hat – sein Schülerjob in der Oberstufe. (lacht)

Da habe ich eine große Verbindung hin. Der Betreiber hat aber gewechselt, ist nicht mehr dasselbe. Bestimmt auch toll, aber nur um zu sagen: Ich habe gesehen, wie es früher war und wie es heute ist. Ich glaube es ist repräsentativ für Köln: Gentrifizierung, zack, bumm, Ende. Die Weidengasse hat sich stark verändert. Das war damals noch urbaner, so dieses Nitty-Gritty, das Interessante einer Großstadt. Und natürlich das große Thema Verwahrlosung. Die Frau Reker mit ihrem schönen Interview ... Das gilt leider auch hier in der Gegend. Und das finde ich ganz schwierig, weil es ein Thema ist, das populistisch ausgeschlachtet wird. Menschen, die keine andere Art finden, ihr Leben zu leben, als Drogen zu verticken, dafür schuldig zu machen, dass sie in einer prekären Situation sind – so geht's nicht. Und Obdachlose dafür verantwortlich zu machen, dass sie in einem Land leben, in dem die Schere immer weiter aufgeht. Das sieht man dann eben auf der Straße und das sieht man auch hier sehr stark. Aber: Es ist eine sehr belebte Gegend.

Also das, was am Neumarkt passiert, hast du hier nicht, weil hier viele Menschen leben, die sich engagieren.

●: *Und hast du noch Erinnerungen oder Eindrücke von früher, wie das hier war? Was für Geschäfte hier waren oder wie die Stimmung im Veedel war?*

J: Hier gab es einen Baumarkt, da bin ich immer hingegangen, das weiß ich noch. Und auf der Weidengasse relativ am Anfang gab es diesen Hauswarenladen – der hat erst vor Kurzem zugemacht. Hier am Hansaring gab es auch einen Laden, Basement hieß der, sehr cooler Laden. Was so ein bisschen noch davon übrig ist, ist das Durst. Das hat noch so ein bisschen diesen Spirit. Punkig. Das alles ergibt für mich ein Gesamtbild, eine Atmosphäre, die ich abrufen kann, wenn du mich fragst. Aber es ist schwer, das wirklich in Worte zu fassen.

●: *Hat man vom Rotlichtmilieu etwas mitbekommen? Hast du das als Jugendlicher richtig gemerkt?*

J: Ja, natürlich, das war sichtbar. War ja kein Geheimnis. Die Sexarbeiterinnen standen ja auch auf der Straße. Vor allem im Stavenhof. Eine ist ja noch übrig – Rosi. Genau gegenüber scheint es ja auch ein Gebäude zu geben, das Stundenhotel mäßig funktioniert. Aber das ist weniger greifbar. Rosi sitzt in ihrem Fenster. Und so wie Rosi gab es viele, das war deutlich sichtbar.

●: *Hat das Viertel eine Bedeutung für dich?*

J: Na ja, ich arbeite hier und darum bedeutet es mir viel, weil alles, was drumherum passiert, uns betrifft. Obdachlosigkeit betrifft uns. Und das ist eine der unangenehmsten Aufgaben überhaupt, die ich habe: Wenn Obdachlose im Torbogen campieren. Erstmal machen wir nichts. Aber sobald sich jemand wirklich häuslich niederlässt – Matratze, Einrichtung, sowas – dann reden wir mit ihnen und rufen im Zweifel auch das Ordnungsamt. Das bricht einem wirklich das Herz. Wir versuchen immer, es im Gespräch zu regeln. Manchmal klappt das nicht und dann wird's richtig blöd.

Dann gab es die Geschichte am Ebertplatz. Diese sehr präsenzte Drogenszene. Viele Bürger*innen haben sich engagiert und weil die Szene vom Ebertplatz ein Stück weit verdrängt wurde, waren sie eine Zeit lang sehr präsent hier bei uns. Da gab es Situationen, in denen ich mich nicht getraut habe, mit ihnen zu sprechen, weil klar war: Mischung aus Drogen, Lachgasflaschen und vom Verhalten her konnte ich nicht sicher sein, ob da vorher Lines gezogen wurden. Und es waren junge Menschen. Oder eine andere Situation: Erwachsene Männer standen vor unserer Tür und man merkt es Menschen an, ob sie etwas Illegales tun. Das war so. Und dann kommen unsere jungen Teenager-Teilnehmerinnen – Mädchen – haben Angst, trauen sich nicht vorbei. Was mache ich? Polizei rufen? Nein. Zum Glück gab es da schon die beiden Streetworker. Yasser und Paul. Ich habe dann mit Yasser gesprochen. Er sagt: „Ah ja, das ist Baba, sprich mit Baba, der klärt das.“ Hab ich gemacht. Bin hin: „Schule. Kinder. Ihr seid etwas respektvoll, um freundlich zu sagen. Nicht vor meiner Tür, bitte. Okay, verstehst du?“ „Ja, verstehe ich.“ Problem für mich gelöst. Aber natürlich nicht deren Leben.

Andere im Viertel gehen da ganz anders ran. Die wollen überall Kameras. Manche haben gute

Verbindungen in die Rockerszene und klären das dann auf diese Art. Was ich wirklich schlimm finde, weil das so Bürgerwehr mäßig wird: selbstorganisierte Gewalt als Ersatz für staatliche Gewalt. Begründung: „Die Polizei macht ja nichts.“ Aber ich kann das alles nicht vergleichen, weil ich es erst seit sieben Jahren in dieser Intensität erlebe. Es gab einen Punkt, wo es mehr wurde. Aber ich bin kein Soziologe, ich kann es nicht richtig einordnen. Man vermutet ja, dass es nach 2018 durch den Zuzug von mehr Migrant*innen passiert ist, die einfach nicht versorgt wurden, weil das System nicht funktioniert. Menschen ohne Arbeitserlaubnis, aus schwierigen Verhältnissen – die haben keine Alternativen. Und die machen das dann halt. Und eben hier, weil es sich hier konzentriert.

●: *Das ist jetzt nochmal ein Themensprung, hast du hier einen Lieblingsort oder ein Restaurant, wo du gerne isst?*

J: (lacht) Nee, das ist echt schwierig. Wirklich schwierig, weil ... ich kenne die alle. Und ich muss mit denen leben. Nee, da sag ich nichts zu. Ich weiß ganz genau, wo ich gerne hingehe.

●●: *Es können auch deine Top Five sein!*

J: Nee, das mache ich nicht. (lacht)

●: *Und hast du persönliche Wünsche für die Jazz Haus Schule oder auch für das Viertel?*

J: Also für uns: Was ich mir gerade wünsche, ist ein bisschen finanzielle Sicherheit. Die fehlt nämlich extrem. Ich will nicht alarmierend klingen, aber im Moment wissen wir einfach nicht, wie es weitergeht. Es sieht nicht gut aus. Wir haben keine echte Planungssicherheit bei den Förderungen. Das ist zwar nicht neu, aber gerade jetzt verdunkelt sich die Zukunft an vielen Stellen. Ich würde mir wünschen, dass das anders wäre. Ich möchte diese Nervosität nicht leben müssen, nur weil wir unabhängig sind und nicht so behandelt werden wie städtische Einrichtungen. Dabei machen wir die gleiche Art von Arbeit. Ich wünsche mir da wirklich Augenhöhe und das gilt nicht nur für die Jazz Haus Schule. Das betrifft die gesamte freie Szene der Jugendhilfeträger – wir gehören auch dazu – und die freie Kulturszene generell. Vor allem die Musik. Da gibt es ein Reizwort: Ich sage einfach nur „Oper“. Das reicht schon. (lacht) Also: Ich wünsche mir Gerechtigkeit. Gerechtigkeit ist etwas, das wir hier aktiv herstellen wollen. Das habe ich noch gar nicht erwähnt.

In der Soziokultur machen wir Projekte, für die wir Gelder von außen holen, damit die Teilnehmer*innen nichts bezahlen müssen. Damit schaffen wir Bildungsgerechtigkeit – in dem kleinen Rahmen, den wir abdecken können. 5000 Teilnehmer und 230 Dozierende klingt groß. Ist es irgendwie auch. Aber im großen Ganzen ist das trotzdem wenig. Also ja: Ich wünsche mir, dass das, was uns Politiker*innen ständig sagen – wie toll die Jazz Haus Schule sei – sich auch wirklich in der Förderung zeigt. Frau Reker selbst hat das mehrmals gesagt. Aber dass man es auch in der Struktur merkt, das wäre mein Wunsch.

Für das Viertel wünsche ich mir, dass die Gräben, die man hier am Eigelstein wirklich sehen kann, kleiner werden. Sie hängen ja mit viel größeren politischen Zusammenhängen zusammen. Ich habe es

schon gesagt: Drogenpolitik wird nicht am Eigelstein entschieden. Aber hier sieht man eben die Auswirkungen. Ich wünsche mir eine menschliche Politik, die die Schere wieder schließt. Ganz konkret: Niemand braucht Milliardär zu sein. Ganz einfach. Vorschlag: Wenn du 999 Millionen verdienst, ist okay, zahl deine Steuern. Aber alles darüber geht an die Allgemeinheit. Warum denn nicht? Niemand braucht das. Im Gegenteil, es tut allen anderen weh, weil Machtkonzentration nie gut ist. Wenn du mich zum Viertel fragst, lande ich schnell beim ganz Großen, weil man hier eben alles sieht: das Leid, das Elend, die Verwahrlosung. Dinge, die man eigentlich nicht sehen will und wir versuchen, solidarisch zu bleiben. Davon gibt es hier wirklich viel. Es ist nicht so, dass hier alles schlecht ist – im Gegenteil. Hier steckt enorm viel Hoffnung, weil Vielfalt ein Wert ist und der wird hier gelebt. Leider wird Angst von vielen Leuten instrumentalisiert, die daraus Profit schlagen. Aber es gibt eben auch diese anderen Energien, die dem entgegenstehen und die sind hier im Viertel deutlich spürbar. Davon wünsche ich mir mehr. Es gibt so viel Engagement, zum Beispiel auf dem Ebertplatz. Großartig. Davon bräuchten wir mehr, eigentlich für die ganze Welt. Mehr Toleranz, mehr Engagement, mehr Miteinander, mehr Verbindung statt Trennung.

●: *Und warum würdest du sagen, ist deine oder eure Arbeit hier wichtig?*

J: Weil wir genau das, was ich eben gesagt habe, die ganze Zeit machen. Wir sind eine Musikschule und Musikschule ist tendenziell etwas eher Elitäres. Aber wir versuchen permanent, das Gegenstück am Leben zu halten. Und diese Kombination ist, glaube ich, total toll: niederschwellige Arbeit, die möglichst vielen Leuten Teilhabe ermöglicht und gleichzeitig den Elfenbeinturm nicht zu vergessen. Exzellenz ist auch nichts, was man verteufeln sollte. Im Gegenteil. (lacht) Wir wollen die bestmögliche Musik – das ist auch ein Wert.

Und wir sind hier in der Torburg. Wir tragen dazu bei, dass sie stehen bleibt. Verdammt nochmal! 700.000 € kostet die Renovierung da draußen und davon bringen wir 150.000 € ein. Ein gemeinnütziger Verein bezahlt 150.000 € für ein Gebäude der Stadt Köln, damit das stehen bleibt. Wer bezahlt es letztendlich? Kinder, Jugendliche und Erwachsene, die bei uns teilnehmen. Think about that, Stadt Köln.

●: *Wenn du den Eigelstein oder das Lebensgefühl, das du hier hast, mit einem Foto beschreiben müsstest – was würde man darauf sehen?*

J: Ich bin nicht so visuell wie ihr. (lacht)

●●: *Vielleicht mit einem Lied?*

J: *Notausgang des Abendlandes*, das ist auch der Titeltrack von meiner Platte. Oder *Nationalkulturalismus* von der letzten Platte. Da gibt es ein Video von, was wir hier so gedreht haben. Das ist ziemlich visuell.

●: *Die letzte Frage wäre nur noch, ob du noch etwas loswerden möchtest?*

J: Nein, eine Stunde reicht. (lacht)

●,●●,●●●: *Alles klar, dann vielen Dank!*



Die Eigelsteintorburg von innen, im Moment eingehüllt in ein Baugerüst.